

Nr. 115. Bromberg, den 19. Mai. 1935

Diana auf der Jagd.

Roman von W. J. Locke.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Tonio sah ihn mit seinen scharfen, hellsichtigen Augen an:

„Sag mir, Andy, da du so schnell fort willst, hast du irgend etwas angestellt?"

„Schlimmeres als je vorher. Ich sitze bis über die Ohren in der Klemme."

In einem Augenblick der Leidenschaft hatte er alle seine guten Vorsätze vergessen. Konnte ihn Diana danach noch für den schwächlichen Hermann halten? War Diana übrigens wirklich so beleidigt, wie ihr Abgang vermuten ließ? Sie hörte ihn an, als er sie am Handgelenk festhielt, sie hatte ihn nicht zurückgestoßen. Er ließ sie freiwillig los. Er hatte in den Abgrund ihrer Augen gesehen und in ihrem fassungslosen Erstaunen keine Spur von Haß oder Furcht entdeckt. Warum sollte er sie nicht als Andy gewinnen können? Er begehrte sie toll. Sie wußte es. Konnte sie einer solchen Leidenschaft gegenüber unempfindlich bleiben?

Beim Frühstück erwartete ihn ein neuer Schrecken.

Tonio, der sich gewissenhaft als Sekretär betätigte, kam in das Speisezimmer mit der Morgenpost.

„Hier sind zwei Briefe", sagte er, „die ich nicht verstehe."

Es waren Geschäftsbriefe, in höflichster Form abgefaßt. Es müsse hier ein Irrtum vorliegen, denn die inliegenden Schecks zur Zahlung der Rechnungen seien unausgezahlt zurückgekommen.

Da lagen die Schecks mit dem unangenehmen Vermerk: Kein Konto. Zurück an den Aussteller.

Andy starrte sie an. Sie trugen die gewöhnliche, anerkannte Unterschrift: Hermann Drake. Das übrige war ausgefüllt mit Tonios Maschinenschrift. Es waren ganz gewöhnliche Zahlungen an den Fleischer und den Bäcker. Er hielt die Zettel Tonio hin.

Dann plötzlich stach ihm die Überschrift des Schecks in die Augen. Es waren nicht die Schecks von seiner Bank in Hanover Square, sondern von Lothburry, von der Zweigstelle, auf der Hermann dies geheimnisvolle Konto hatte. Die Erklärung dafür war einfach. Er hatte beide Scheckbücher in ein Schubfach gesteckt. Tonio hatte das falsche erwischt. Er, Andy, hatte leichtfertig unterzeichnet, ohne sich den Aufdruck anzusehen. So weit war alles klar. Doch warum gingen die Schecks uneingelöst zurück, obwohl das Guthaben Hermanns nach dem Kontoauszug fast tausend Pfund betrug?

Es handelte sich nicht um eine ungültige Unterschrift. Der Grund lautete: Kein Konto!

Für Tonio eine Ausrede zu finden, war eine Kleinigkeit. Er habe aufgehört, Kunde der Lothburry Bank zu sein. Tonio ging befriedigt ab, doch er hatte den Vorgeschmack eines möglicherweise unheilvollen Geheimnisses.

Wurde Hermanns Konto unter einem Decknamen geführt? Das konnte die einzige Erklärung sein. Aber warum? Andys Gehirn begann rasch zu arbeiten. Das Scheckbuch und die Stahlkassette hingen zusammen. Der fehlende Schlüssel? Warum sollte er nicht in Verwahrung der Lothbury-Bank sein, zusammen mit anderen Papieren, deren Dividenden in den Kontoauszügen vermerkt waren?

Er beendete sein Frühstück, ging dann in die Bibliothek und besah sich das Scheckbuch der Lothbury-Bank. Die letzte Zahlung lag erst zwei Monate zurück, die Summe war ordnungsgemäß von dem Rechnungsabschluß abgezogen. Die Nummern der Schecks stimmten.

Er wollte das Scheckbuch gerade in das Schubfach zurücklegen, als sein Blick auf das maschinengeschriebene Blatt fiel mit den unverständlichen Brüchen. Sofort schien ihm dies ein Teil des Geheimnisses zu sein. Er nahm die Kassette, die herausfordernd in der Ecke stand, und stellte sie auf den Tisch. Dann trug er sie in die Bibliothek, wo Tonio arbeitete und ihm eine Handvoll Schriftstücke zum Unterschreiben hinreichte.

„Ich habe die Schlüssel zu diesem teuflischen Kasten verloren", sagte er, „wenn du ihn aufbekommst, bist du ein richtiger Zauberkünstler."

Tonio lachte. Hier war kein Zauberer nötig, sondern ein waschechter Geldschrankknacker.

„Glaubst du, daß ich den Zuchthausdirektor anklingeln kann, er soll mir einen herschicken?"

Tonio fand das sehr komisch.

„Versuche es nur", meinte er.

Andy hielt es schließlich für ratsamer, sich vorerst an Bronson zu wenden.

„Bronson", sagte er, „ich habe die Schlüssel zu diesem Kasten verloren. Erinnern sie sich — er schnappte mit den Fingern, um das Versagen seines Gedächtnisses anzudeuten — woher das Ding stammt?"

„Ich weiß es nicht, Sir Hermann."

Schwer enttäuscht verabschiedete er Bronson.

Andy, der sonst gute Nerven hatte, war den Tränen nahe, angesichts dieser dummen Stahlkassette. Schließlich gab er es auf und versteckte sie in der hintersten Ecke des Bücherschrankes.

Die Wohnung in Park Lane wurde ein schreckliches Gefängnis. Er würde verrückt werden, ehe er sich eingeschifft hätte. Er langweilte sich zu Tode all die trübsinnigen, trägen Stunden hindurch. Nur um eine Beschäftigung zu haben, sagte er eines Tages zu Tonio: „Zeige mir doch eins deiner Zauberkunststücke. So vergeht wenigstens die Zeit bis zu unserer Abreise."

Und so führte ihn Tonio, der mit seinem Amt als Sekretär keineswegs überlastet war, in die Geheimnisse seiner Kartenkunststücke ein.

„Du hast ja großartige Hände, mein lieber Andy, die reinsten Zauberhände mit deinen langen Fingern. Du müßtest imstande sein, alles zu lernen. Alles zu lernen. Alles nur Übung! Sieh her! Diese Karte!" Er zeigte ihm den Handgriff. „Jeden Tag zwei Stunden diese Bewegung, und du wirst es bald vollkommen können." Das war der Anfang von Andys Ausbildung in der Zauberei.

Eines Vormittags, als er mit dem Schneider in der Maddox Straße verabredet war — er hatte einige Kleider für den Südafrikanischen Sommer bestellt — verlockten ihn die blasse Wintersonne und die trockenen Straßen, sich zu Fuß auf den Weg zu machen. Er ging den Park Lane hin-

unter und bog in die Brook Straße ein. Kurz vor dem Claridge kam ihm ein ältlicher, strahlender Geistlicher mit ausgestreckten Händen entgegen:

„Mein lieber Drake! Wie geht es?"

„So halbwegs", sagte Andy, die heftige Begrüßung erwidernd.

Der Bischof, denn es war ein Bischof, lachte heiter.

„Sie sahen noch nie so wohl aus! Warum waren Sie gestern abend nicht zugegen?"

„Wo zugegen?"

„In der Griechen-Gesellschaft natürlich. Wir hatten alle erwartet, Sie dort zu begrüßen."

„Mir geht es nicht so gut, wie ich aussehe", sagte Andy, „und ich darf unglücklicherweise nachts nicht ausgehen."

„Das ist schade. Sie wären begeistert gewesen. Passerau war aus Paris gekommen, um uns von seinen neuen Ergebnissen über Plotin zu berichten, ein verwirrender Geist! Es ist doch mehr oder weniger Ihr Gebiet, der Neuplatonismus. Es war ein sehr anregender Abend."

Andy seufzte. „Ich bin jetzt von so vielem abgeschnitten."

„Wir wollen Passerau veranlassen, Ihnen eine Abschrift seines Vortrages zuzusenden; er wird ihn in den Sitzungsberichten der Gesellschaft veröffentlichen, und Sie müssen dazu Stellung nehmen. Also auf Wiedersehen, lieber Drake."

„Auf Wiedersehen, mein Lieber", sagte Andy.

Der gelehrte Bischof ging seines Weges. Andy kreuzte die Bond-Street und war froh, von seiner unbekannten Bekanntschaft durch den Strom des Verkehrs getrennt zu sein. Trotz des kalten Wintertages wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

In diesen überlebten Verkehrsstraßen im Westen Londons lauerten ungeahnte, schreckliche Gefahren. Der Angriff eines unbeherrschten Bischofs, der mit griechischer Gelehrtheit auf ihn losfuhr, konnte abgelöst werden durch den Angriff einer hochstehenden Frau in Pelzwerk oder eines gefährlichen Staatsmannes, der ihm mit knochigen Fingern die Hand schüttelte.

Er erreichte die Maddox-Street ohne weitere Störung, dann nahm er einen Wagen nach Haus.

„Die Union-Castle-Linie ist am Telephon, Sir Hermann. Sie möchte wissen, ob Sie auf die vorgemerkten Kabinen noch Wert legen." Es war Bronson.

„Warum haben Sie nicht gesagt, daß ich nicht da bin? Die Leute sollen schreiben."

Als Bronson zurückkam, berichtete er, man würde selbstverständlich schreiben, doch der Fall sei dringend. Sollte er in der Zwischenzeit seinen Herrn sprechen, so solle er ausrichten, daß die Gesellschaft ihr möglichstes tun würde, um die Kabinen für eine so bedeutende Persönlichkeit, wie Sir Hermann Drake es war, bereitzuhalten; nur müsse er sich bald entscheiden.

„Ich werde es mir überlegen", sagte Andy.

Immer unmöglicher erschien es ihm, der Maske des allgemein bekannten Hermann Drake zu entweichen. Sir Hermann Drake war ein ehemaliger Minister, wenn auch kein hervorragender, und hatte einen unbestrittenen Ruf in der akademischen Welt. An Bord des Schiffes mußte er eine Rolle in der Gesellschaft spielen. Und in Südafrika würden Stadthalter auftauchen, Millionäre und Spitzen der Universität, die sich alle um den ausgezeichneten Sir Hermann Drake kümmern würden.

Wohin sollte er flüchten, solange er als Sir Hermann Drake galt?

„Tonio", sagte er, nachdem er den kleinen Mann beauftragt hatte, die Karten nach Südafrika nicht zu lösen, „ich habe herausgefunden, daß dieser Planet zu klein für einen vernünftigen Mann ist. Komm, laß uns Karten nehmen für eine Reise auf den Mars."

Tonio schüttelte verständnislos seinen weißen Kopf.

„Wovor willst du eigentlich fliehen? Du hast einen Titel, hast Vermögen, ein schönes Landhaus, diese herrliche Wohnung, Autos, Diener, alles Dinge, die einen glücklich machen können, und nun bist du unglücklich!"

Andy, der sich in dem Armstuhl zurückgelehnt hatte und seine Hand an die Schläfen hielt, sah ihn verstört an:

„Wer ist hier auf dieser grausamen Welt glücklich? Du vielleicht?"

„Ich bin auf alle Fälle dankbar", sagte Tonio, „für all das Gute, das mir Gott geschenkt hat."

Andy antwortete mit kurzem Lachen:

„Du solltest mich lehren, wie man fromm wird, dann könnten wir beide Mönche werden."

„Was mich anlangt", sagte Tonio, „so habe ich schon oft daran gedacht!"

Andy fuhr auf. „Nicht, alter Junge. Nein! Wie immer man sich zu Gott und dem Glauben stellt, und ich möchte deine Gefühle nicht verletzen, ich kann mir aber nicht vorstellen, daß Gott daran Gefallen haben könnte, wenn du den Lebenskampf aufgeben würdest und in ein Kloster gingest. Außer du fühltest die Berufung, das wäre etwas anderes. Doch nur aus Angst vor dem Leben, nein!"

Tonio lächelte, und sein Gesicht strahlte in einer seltsamen Schönheit.

„Das habe ich mir selbst auch gesagt. Ich werde weiterkämpfen, bis mich die echte Berufung erfaßt."

„Dann kämpfen wir also zusammen", sagte Andy.

„Wenn wir das tun wollen", sagte Tonio sanft, „warum willst du mir dann nicht anvertrauen, was dich bedrückt?"

Andy wandte sich ab. „Ich kann es nicht, alter Junge, nicht jetzt. Ich wünschte, ich könnte es. Ich werde es eines Tages tun."

„Du hast Furcht", sagte Tonio.

„Vielleicht!"

„Vor mir?"

„Vor dir und mir. Vor Dingen . . . ich kann sie nicht erklären."

Tonio machte mit seiner verkrüppelten Hand eine unbestimmte Geste.

„In jedem Fall, Andy, bin ich für dich immer unverändert derselbe."

Es herrschte langes Schweigen.

„Warum", fragte Tonio unvermittelt, „warum kümmerst du dich nicht um diese Kassette?"

„Was?" fragte Andy.

„Du hast Furcht."

„Nein!" Er tat entrüstet. „Wie soll ich ohne Schlüssel dieses verdammte Ding aufbekommen?"

„Sämtliche Verkaufsstellen haben Fachleute, die dergleichen öffnen können."

„Dann geh und hole mir einen Fachmann."

„Er wird morgen hier sein", sagte Tonio.

„Fertig, Herr", sagte der Fachmann am nächsten Tag, als er den Deckel aufgebrochen hatte.

Er zog sich zurück, Tonio folgte ihm. Andy blieb allein mit seinem Geheimnis. Doch je gründlicher er sich damit befaßte, desto unlösbarer schien es. Der Inhalt der Kassette bestand lediglich aus einem Haufen von Dokumenten, einige waren zusammengeheftet, andere lose. Teils waren sie mit der Hand geschrieben, teils mit der Maschine. Doch nicht das kleinste Stückchen Papier war zu finden, trotz fieberhaftem Suchen, das andere Schriftzüge aufwies als die verwirrenden Zeichen, die auch der Brief enthalten hatte. Er prüfte Seite für Seite, in der vergeblichen Hoffnung, die Lösung zu finden. Auf keinem der Briefe war ein bedrucktes Blatt. Anschrift, Daten und Unterschriften alles war in Geheimzeichen. Nirgends ein üblicher Anfang, nirgends ein Ende, keine Redensarten, kein: „Ihr ergebener" oder „Geehrter Herr!", die ihm hätten helfen können, etwas zu ermitteln. Er war dem Geheimnis der Lothbury-Bank keinen Schritt näher gekommen. Es war vergebens gewesen. Er war machtlos. Als Tonio wieder in das Zimmer trat, schloß er den Deckel.

„Ich habe gefunden, was ich suchte."

„Das freut mich", sagte Tonio.

Zwei Abende später unternahm er wie gewöhnlich einen Spaziergang zu Fuß. Er mußte sich Bewegung machen, sonst würde er dick, leberleidend und sich selbst zur Last werden. Und er hatte das Bedürfnis, sich mehrere Stunden auszulaufen, ganz gleich wohin. Ein bestimmtes Ziel war das beste, entweder geradeaus, bei Hammersmith vorbei oder Putney, oder den anderen Weg: die Oxfordstraße entlang durch die Stadt; wenn er müde wurde, nahm er eben ein Auto. Er ging allein. Es war die einzige Zeit während des ganzen Tages, daß sich Andy frei fühlte und

als Andy Drake. Wenn er bei einem Kaffeestand anhielt, als unbekannter Mensch inmitten all der anderen Unbekannten, konnten ihm ein oder zwei Schillinge, die er stiftete, den Genuß der seltsamsten, nettesten Gespräche verschaffen. Seine Landstreichervorliebe führte ihn zu Plätzen, die von Sir Hermann Drake niemals besucht worden wären. Er war in den Hammersmith-Palast geraten und war mit der Tänzerin Miß Mullen flüchtig bekannt geworden, einem Mädchen mit wunderbarem Haar und etwas kühler Förmlichkeit. Er konnte den neuen Schritt nicht? Oh, er hatte in Amerika gelebt? Das war weit fort. Er erriet aus ihrem oberflächlichen Geplauder, daß seine Schritte sehr aus der Mode gekommen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schuß auf der S-Bahn.

Eine kriminalistische Tragikomödie.
Von Hermann Reinecke.

„Durchgang für Skandinavier!"

Stefan Kongsvang las das Schild, als er mit der Fähre von Malmö nach Kopenhagen kam, und ging schnurstraks an der Zollkontrolle vorbei auf die Straße. Ein Glück, und was für ein Glück, daß es diese Einrichtung ab. Wer Skandinavier war, brauchte keinen Paß vorzuzeigen und konnte beliebig zwischen Schweden und Dänemark hin- und herfahren. War man kein Skandinavier, so mußte man einen anderen Durchgang passieren, in dem ein Polizeibeamter saß, der genau die Reisepässe prüfte und abstempelte.

Stefan Kongsvang hätte diesen bevorzugten Ausgang auf jeden Fall passiert, aber nicht etwa, weil er sich als hundertprozentiger Skandinavier fühlte, sondern weil er es für ratsam hielt, mit seinem Paß nicht zuviel Aufhebens zu machen. Er war nämlich nicht ganz echt, d. h. das eingeklebte Bild schon, bloß die Stempel nicht.

Kongsvang spazierte vom Hafen zu Fuß zum Bahnhof Oesterbro und löste eine Rückfahrkarte nach Klampenborg. In Klampenborg angekommen, ging er an den Strand von Bellevue, nahm sich eine Badekarte, gab seine Garderobe ab und legte sich auf den warmen Sand an der offenen See.

Kongsvang verzog die Lippen zu einem spöttischen Lächeln. Schweden — pah, die Schweden sollten ihn gern haben! Hatte er das Ding mit dem Einbruch in die Stockholmer Oskars-Bank nicht fabelhaft gedreht? Alles war „fahrplanmäßig" gegangen, 6000 Kronen wanderten in seine Tasche, und dann dampfte er mit dem nächsten D-Zug nach Dänemark ab. Herrliches Klampenborg, du Dorado für „Rentiers", die sich einmal ausruhen wollen.

Kongsvang war eingeschlafen und fühlte sich auf einmal angestoßen. „Stehen Sie auf, Herr!" sagte der Badewärter, „man hat die Außenkabine aufgebrochen und Ihre Garderobe gestohlen. Nur mit der Ruhe!" fuhr er fort, als er Kongsvangs plötzlich erschrecktes, geisterbleiches Gesicht sah. „Der Dieb ist bereits erwischt und sitzt auf der Wache am Strandweg. Dorthin müssen Sie sich bemühen, um Ihre Sachen in Empfang zu nehmen."

Kongsvang lief im Badeanzug schimpfend zur Polizeiwache. Donnerwetter ja, das war eine dämliche Sache. Hoffentlich blätterten die Polizisten nicht in seinem Paß herum! Und dann die 6000 Kronen — Himmel, das konnte eine Geschichte geben! Etwas bänglich klopfte er an die Tür der Polizeistation.

„Ach, Sie wollen Ihre Sachen in Empfang nehmen?" begrüßte ihn der Wachtstubenleiter gut gelaunt. „Na, da haben Sie Glück gehabt, Herr! Zählen Sie mal auf, was Sie alles bei sich hatten!"

Kongsvang nannte alles der Reihe nach: seine 6000 Kronen, den Paß, einige andere Papiere, seine silberne Taschenuhr, Schlüsselbund, Ring, Tabakpfeife, ein Taschentuch.

„Da!" sagte der Beamte und schob ihm die ganze Garderobe zu. „Quittieren Sie bitte! Drüben im Nebenzimmer dürfen Sie sich umziehen. Na, so einen Dusel möchte ich auch mal haben . . ."

Kongsvang hätte fast laut aufgelacht, wenn er daran dachte, was für einen Dusel er tatsächlich hatte. Kinder, hätte die Wache auch nur die entfernteste Ahnung gehabt — —

In beschleunigtem Tempo zog er sich an. Die Tür zum Hauptzimmer stand offen. Auf einmal klingelte das Telephon. Kongsvang sah, wie der Beamte den Hörer abhob. „Wie? Das Signalement des Einbrechers, der in die Stockholmer Oskars-Bank eingebrochen ist?" hörte er reden. „Nein, wir haben es noch nicht — geben Sie es mir bitte sofort durch!"

Aha, Klampenborg telephonierte mit der Staatspolizei! Blitzschnell knöpfte Kongsvang seine Jacke zu, stülpte den Hut auf, eilte ins Hauptzimmer und raffte hinter dem Rücken des telephonierenden Beamten seine Wertsachen zusammen. „Wiedersehen!" stieß er hervor, „ich habe es eilig, muß schnell nach Kopenhagen, nochmals besten Dank!" Und damit war er auch schon draußen.

„Auf Wiedersehen!" hörte er den Wachtmeister hinterher rufen. Fünf Minuten später betrat er den Bahnhof der S-Bahn und passierte im Laufschritt mit seiner Rückfahrkarte die Sperre. Zu spät! Der Zug nach Kopenhagen rollte gerade aus der Halle.

Mißmutig ließ sich Kongsvang verpustend auf eine Bank fallen und wartete in fieberhafter Aufregung auf den nächsten Zug. Zehn Minuten später rollte er ein. Endlich, endlich!

Stefan Kongsvang war gerade eingestiegen, als er auf einmal einen behelmten Polizisten über den Bahnsteig rennen sah. Verdammt! Er drehte sich um, um mit scharfem Ruck die Tür zuzuschmettern, aber das glückte nicht, weil sie nur mechanisch vom Führerstand zu bedienen ging, und da an der Abfahrt noch eine halbe Minute fehlte, hatte der Führer der S-Bahn noch nicht auf den Knopf gedrückt.

„Zurück, Halunke!" brüllte Kongsvang in seiner Wut auf und riß seinen Revolver aus der Tasche. Der Schutzmann starrte ihn nur den Bruchteil einer Sekunde mit maßloser Überraschung in den Zügen an. Dann schlug er ihm blitzschnell die Waffe hoch, so daß der Schuß in die Luft ging und die Kugel die Hallendecke durchschlug. Im gleichen Augenblick zwang er ihm das rechte Knie in den Magen und riß Kongsvang aus dem S-Zug, dessen Türen nach einem Pfiff elektrisch zuflogen, während sich die Wagen gleichzeitig in Bewegung setzten — ab nach Kopenhagen, aber ohne Stefan Kongsvang — —

„Sagen Sie mal offen und ehrlich: Wie haben Sie eigentlich herausgekriegt, daß ich das Ding mit der Oskars-Bank in Stockholm gedreht habe?" fragte der Verhaftete den Beamten, als er gefesselt auf der Klampenborger Wache saß, während der Wachtmeister seinen Bericht schrieb.

„Oskars-Bank?" fragte der Beamte erstaunt zurück, und dann ging auf einmal ein Leuchten über seine Züge. „Ach, Sie sind es, der den Einbruch gefingert hat?"

„Ja, was denn sonst?" schrie Kongsvang wütend und lief krebsrot im Gesicht an. „Weshalb haben Sie mich denn aus dem Zug gerissen?"

„Ich?" sagte der Beamte unschuldig. „Ich hätte Sie gar nicht aus der S-Bahn gerissen, wenn Sie nicht auf einmal so rabiat geworden und auf mich eingedrungen wären."

„Lächerlich", knurrte Kongsvang, „Sie haben mich doch verhaften wollen."

„Ich dachte ja gar nicht daran", lachte der Polizist. „Sehen Sie mal her, was ich hier habe!" Und damit hielt er dem Gefesselten ein rundes, glitzerndes Etwas hin. „Ich habe Ihnen bloß Ihre silberne Uhr an den Zug bringen wollen, die Sie in der Wache auf dem Tisch liegen ließen — — —"

Sänger von Gottes Gnaden.

Bei den Thomanern in Leipzig.

Von Fritz O. Peil.

Es ist Freitag abend um sechs Uhr. Aus der mächtigen und ehrwürdigen Thomaskirche in Leipzig dringt gedämpftes Orgelspiel heraus auf die Straße, wo unbeweglich Johann Sebastian Bach auf seinem Steinsockel steht. Um ihn flutet das Leben, tönt der Lärm des Verkehrs, und dennoch verschafft sich das Brausen der Orgel Gehör. Es mag eine Fuge von Johann Sebastian sein, vielleicht auch eine Passacaglia — ein „Hahnenschritt", so genannt, weil die Musik stolz und gravitätisch wie ein Hühnerhahn einhergeschritten kommt . . .

Im Innern füllt das Orgelspiel das gewaltige Schiff der alten Kirche. Ungezählte Besucher, die zu dieser „Motette" der musikalischen Abendandacht, gekommen sind, lauschen voll Andacht dem Vorspiel und warten auf den Gesang der „Thomaner", die hier an jedem Freitag abend eine geistliche Chormusik veranstalten. Es sind alle Schichten der Bevölkerung vertreten, vom zehnjährigen Thomasschüler, der die Schulkameraden anhört, bis zum weißhaarigen Greis, der Akademiker und Arbeitslose oder Geschäftsleute, die zufällig hier zu tun hatten und sich diesen musikalischen Genuß nicht entgehen lassen wollen.

Sie alle schauen hinauf zur Empore, wo nun der Thomanerchor zu singen beginnt. Vor der Orgel, an der einst (1723 bis 1750) der größte aller Thomaskantoren, Johann Sebastian Bach, wirkte, stehen sechzig jugendliche Sänger, und ein Psalm im Originaltext und in der Vertonung eines alten niederländischen Meisters erklingt sechsstimmig zur Ehre Gottes . . .

Wer vermöchte jedoch die Schönheit dieses Gesanges mit Worten schildern! — Einer Urkunde nach sang der Thomanerchor bei der Disputation zwischen Doktor Martinus Luther und Doktor Johannes Eck auf der Pleißenburg in Leipzig. In jenem Bericht heißt es: „Die Wirkung war so mächtig, daß viele Anwesende tief ergriffen in die Knie sanken." Das mag nicht übertrieben sein, denn dieser Gesang ist wirklich ein bis in die Tiefe des Herzens greifendes Erlebnis. Die Bässe der Primaner kontrastieren den hellen keuschen Knabensopran, ohne ihn zu erdrücken, und unvergeßlich wird es, wenn die Improvisation eines kleinen Quartaners sich in kristallklarer Stimme gleichsam an den Säulen des Kirchgewölbes emporrankt.

Der Chor ist so gut eingeschult, daß ihn in der Motette nach altem Brauch ein Präfekt (ein Oberprimaner) dirigiert, während der Kantor unten im Schiff aufmerksam zuhört. Lediglich zu Konzerten oder zu den Bachkantaten, die Sonntags früh von hier aus als Reichssendung über die deutschen Sender gehen, übernimmt der Kantor Professor Karl Straube die Stabführung.

Straube, der bedeutende Bach-Forscher und -Musiker, hat fast hundert Kantaten und alle größeren Werke Bachs, wie die Passionen und Oratorien, neu einstudiert und pflegt die große Tradition des Thomanerchors aufs beste. Als Kantor zu St. Thomae hat er die verlockendsten Rufe zu anderen Orten abgelehnt, denn ein Nachfolger Bachs zu sein, hat auf der Welt nicht seinesgleichen. Liebevoll übt Straube mit seinen Sängern und weiht sie in die schwierigsten a-capella-Musiken alter und neuer Meister ein. Mindestens eine Stunde wird täglich geübt, auch Sonntags.

Den Chor selbst bilden die Schüler eines humanistischen Gymnasiums, der Thomasschule in Leipzig. In einem Prüfungsverfahren werden die Sänger aus der Gesamtschülerschaft herausgelesen und wohnen dann bis zur Erlangung der Universitätsreife auf Kosten der Stadt Leipzig in dem Alumnat der Thomasschule. Der Rektor ist gleichzeitig Alumnatsvorsteher, und drei jüngere Studienräte führen als „Inspektoren" die Beaufsichtigung der Alumnen. Wenn es für die übrigen Schüler der Thomasschule hitzefrei gibt, so gilt das nicht für die Alumnen. Sie müssen singen, denn die Motette oder die anderen Andachten und Gottesdienste finden ja bei jedem Wetter statt.

Der Thomanerchor hat schon eine 700jährige Geschichte und ist aus einem Klosterchor hervorgegangen. Mit der Einführung des Protestantismus wurde er dann zum evangelischen Kirchenchor.

Seine große und wundersame Kunst hat der Chor schon in ganz Deutschland, in Zürich, Bern, Kopenhagen, Oslo, in Stockholm, im Dom zu Upsala sowie auf einer Amerikareise gezeigt. Sein Erfolg und sein Ruhm sind groß und nicht nur auf Schallplatten verewigt, sondern sogar am Sternenhimmel. Die Astronomische Gesellschaft hat aus Dankbarkeit für ein Konzert anläßlich eines Kongresses einen „besonders tauglichen Planetoiden" auf den Namen Thomana getauft.

Die große Kanone.

Von Hannes Butenschön.

Möller und Nielsen suchten einen neuen Reisenden, einen Mann, der etwas konnte, der mit Schwung an die Geschichte heranging, der die Kunden nur so „umlegte", kurz und gut: Sie suchten den richtigen Mann.

Möller sichtete mißmutig die Bewerbungsschreiben.

„Etwas drunter?" fragte Nielsen.

„Nichts Besonderes!" sagte Möller. „Alles Durchschnittskräfte, und für die haben wir keinen Gebrauch. Einer ist außerdem darunter, der aus der Rolle fällt. Sehen Sie mal her, der hat auf seinen Briefbogen die Worte drucken lassen: Waldemar Hakenschmidt — die große Kanone!"

„Hm", meinte Nielsen und sah sich den Brief an. „Haben Sie die Unterschrift gesehen?" fragte er. „So ein anmaßender Kerl. Unterschreibt tatsächlich: Waldemar Hakenschmidt, der beste Verkäufer der Welt! Was meinen Sie dazu?"

„Ich meine, wir sollten „die große Kanone" ruhig einmal zur Probe einstellen", erwiderte der Kompagnon. „Er kann ja durch Leistung beweisen, ob er wirklich der beste ist."

„Gut!" stimmte Nielsen zu, ging ins Nebenzimmer und diktierte der Stenotypistin einen Brief an Herrn Vertreter Waldemar Hakenschmidt.

Am nächsten Morgen stellte sich „die große Kanone" vor.

„Ich muß Sie von vornherein darauf aufmerksam machen, daß wir keinerlei Vorschüsse geben!" belehrte Möller ihn. „Wenn Sie etwas verkaufen, zahlen wir Ihnen auf der Stelle Provision — sonst keinen Pfennig, verstehen Sie mich?"

„Absolut!" sagte Hakenschmidt. „Ich weiß, was ich meinem Ruf schuldig bin; als bester Verkäufer der Welt habe ich es nicht nötig, unter die Vorschußjäger zu gehen."

„Um so besser!" beendete Möller die Unterredung. „Hier haben Sie einen Probekoffer voll Ware, von der wir 200 000 Pfund hereingenommen haben. Sehen Sie zu, was sich machen läßt. Wiederseh'n!" Und damit wurde Hakenschmidt entlassen.

Eine Woche später war er wieder da.

„Nun, was haben Sie verkauft?" fragte gespannt Direktor Möller.

„Nichts!" sagte „die große Kanone" lakonisch.

Möller sah ihn sehr kühl an. „Verstehe ich Sie recht?"

„Jawohl, Herr Direktor!" sagte Hakenschmidt und nahm unaufgefordert Platz. „Ich bin zurückgekommen, um mich bei Ihnen zu entschuldigen. Ich hatte mir erlaubt, mich den besten Verkäufer der Welt zu nennen. Das hätte ich nicht tun sollen — ich habe entdeckt, daß ich nur der zweitbeste bin!"

„So?" fragte Möller entgeistert. „Und wer ist dann der beste?"

„Das will ich Ihnen genau sagen", antwortete Hakenschmidt und stülpte seinen Hut auf, „das ist der Bursche, der Ihnen diese 200 000 Pfund Mist angedreht hat — — —"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.